

Coincidentia

Mitte März 2001 erhielt ich den Anruf eines Herrn Ringl vom Heeresmaterialamt. Ein sehr alter Mörser wäre zu begutachten, der bei einer Auktion illegalerweise aufgetaucht sei. Er sei vom Bundesdenkmalamt beschlagnahmt worden und befinde sich derzeit im Wiener Arsenal. Es sei bekannt, dass ich mich mit der Geschichte der Feuerwaffen beschäftige. Es wäre wichtig, diese Waffe zu datieren und auszuschließen, dass es sich dabei um eine Replik handle.

Ich fuhr einige Tage darauf ins Arsenal und sah mir das gute Stück an. Lange brauchte ich nicht, um restlos vom hohen Alter des Objektes überzeugt zu sein. Ich wusste aus der Literatur, dass für die Datierung von Steinmörsern das Kaliber entscheidend ist. Die allerersten Steine verschießenden Mörser, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts hergestellt wurden, hatten einen sehr kurzen Lauf. Mitunter betrug die Länge des Laufes, der sogenannte Flug, nicht sehr viel mehr als der Durchmesser. Genau dies war bei diesem vor mir liegenden Mörser der Fall. Auch das Verhältnis der Abmessungen von Pulverkammer und Flug stimmte mit Angaben über sehr frühe Vergleichsstücke überein.

An dieser Stelle sollte ich für Leser, die keine Militärgeschichtler sind, einfügen, wofür Mörser verwendet wurden. Seit ihrer Erfindung um etwa 1375 konnte man mit Steinmörsern, die auch Steinbüchsen genannt wurden, große Steine verschießen, später große Eisenkugeln. Diese frühen Geschütze waren die ersten mauerbrechenden Waffen. Die demoralisierende Wirkung sowohl auf die Einwohner der Städte, als auch auf die unvorbereiteten Ritterheere war gewaltig.

Der Mörser verdankt – man könnte es aus dem Namen erahnen - seine folgenreiche Entwicklung der Idee eines Alchemisten. Wenn wir den ausführlichen Berichten in den Feuerwerksbüchern der 15. Jahrhunderts vertrauen wollen, so war der mit der Scheidekunst von Metallen aus ihren Erzen und der Herstellung verschiedenster Farbpigmente wohlvertraute Schwarzkünstler Berchtold auf den Gedanken gekommen, die unvereinbaren, weil gegensätzlichen Materialien Salpeter und Schwefel miteinander in einem wirklichen Mörser, also einem bronzenen Gefäß zum Zerreiben oder Zerstoßen, unter Druck zu erhitzen. Berchtold wollte in seiner hermetisch, d.h. mit dem Siegel des Hermes, verschlossenen Büchse den als heiß geltenden, weil heiß verbrennenden Schwefel mit dem beim Auflösen in Wasser kalt werdenen Salpeter im Sinne einer Verbindung der extremen Gegensätze vereinen. Er wollte die ewig goldene *coniunctio oppositorum* erzwingen. Aber so fest er auch den Deckel befestigte, immer barst das büchsenähnliche Gefäß und der Deckel wurde weggeschleudert. Von Tag zu Tag verbesserte Berchtold seine Erfindung, verwendete statt seiner ursprünglichen Mischung das schon lange zuvor von den Chinesen entdeckte Schwarzpulver, granuliert dieses und verschoss damit nicht mehr nur seine Büchsendeckel, sondern Steine. Es heißt, dass die fliegenden Steine die Türen seines - nach alter Tradition in Freiburg vermuteten - Laboratoriums zertrümmert hätten. Einige Jahre vor seiner Hinrichtung im Jahre 1388 ließ er aus Bronze größere Mörser mit einer vom Lauf abgetrennten Pulverkammer gießen. Als bald wurden auch Mörser aus Stahl geschmiedet.

So ein geschmiedeter Mörser lag nun vor mir. Fasziniert war ich vom verwendeten Material und von der archaischen Bauart. Dieses „Stück“, wie sich die Büchsenmeister seit jeher auszudrücken pflegten, war aus 23 Stahlbändern und 10 Ringen zusammengeschiedet worden, etwa in der Weise, wie Fassdauben mit der Hilfe von Reifen ein hohles Fass ergeben. Tiefe, lochförmige Korrosionsspuren verrieten eine lange Lagerung in feuchtem Boden. Dies

war auch entsprechend der kolportierten Umstände des Fundes des Mörsers nicht besonders verwunderlich. Der Auktionskatalog verriet, dass die Büchse im Jahre 1912 im Burggraben der Burg Sonnberg bei Hollabrunn aufgefunden worden war.

Das Zündloch der Pulverkammer war durch das Eintreiben eines Nagel unbrauchbar gemacht worden. Selbst mit einer winzigen Spezialvideokamera war es sehr schwierig, das ehemalige Loch in der Pulverkammer von innen her auszumachen. Wie ich feststellen konnte, waren einige der Bänder am Übergang vom Flug zur Pulverkammer gebrochen. Hatte die Büchse dem plötzlich auftretenden Druck während des Abfeuerns nicht Stand gehalten? Ich schätzte die Winkel ab und dabei ergab sich, dass die Krafteinwirkung genau in der entgegengesetzten Richtung erfolgt sein muss. Es könnte die Beschädigung beim Hinunterfallen von großer Höhe aufgetreten sein.

Mit einem mobilen Röntgenfluoreszenzgerät bestimmten die Kollegen vom Materialamt den Mangan-, Chrom- und Nickelgehalt des Stahles. Eine vorläufige Auswertung der Daten stimmte mit den zuvor geäußerten Vermutungen überein: Vor uns lag einer der ältesten Steinmörser Österreichs, vielleicht sogar eines der ältesten Geschütze der Welt mit einer vorläufige Datierung zwischen 1410 und 1420.

Um bezüglich des Materials völlig sicher zu gehen, schlug ich vor, Herrn Professor Peter Ettmayer vom Institut für chemische Technologie anorganischer Stoffe der TU Wien zu bitten, das Material einer genaueren Analyse zu unterziehen. Wir vereinbarten ein abschließendes Zusammentreffen am Donnerstag Nachmittag, den 22. März 2001. Schließlich lud uns der Leiter des Referats „Militärtechnische Sammlungen“ am Heresgeschichtlichen Museum, Herr Mag. Christian Ortner, ein, ihn auf einem Rundgang durch die Geschützhallen zu begleiten.

Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck auf mich die alten Kanonen in den für den normalen Besucher der Museums nicht zugänglichen Sonderräumen der Halle machten. Ich sah zum ersten Mal Objekte, die ich bisher nur aus der Literatur kannte. Es ist gar nicht möglich, all die verschiedenen Ausstellungsstücke zu beschreiben. Die unglaublichsten Dinge gab es hier, so z.B. einen sehr alten Hinterlader mit einer Lauflänge von vielen Metern. Ein Mörser erschien mir wirklich extrem archaisch und ich kann mir nur vorstellen, dass er noch vor 1400 geschmiedet wurde. Einiges datiert hier in die Zeit der Hussitenkriege. Die aufständischen böhmischen Hussiten waren ersten gewesen, die Steinbüchsen auf Wagen montierten, und damit eine Art Feldartillerie besaßen. Jahrzehnte lang waren sie militärisch nicht niederzuringen. In diesem Zusammenhang äußerte ich die Vermutung, dass auch der zuvor begutachtete Steinmörser in die Hussitenzeit passen könnte. Die Burg Sonnberg sperrte in den Hussitenkriegen zusammen mit der Burg Raschala das Schmidatal und gehörte zur Verteidigungslinie Stockerau - Retz.

Ohne Zweifel ist der berühmte „Pumhart von Steyr“ der größte und eindruckvollste Mörser der Welt. Das Geschütz ist in der Mitte der Halle aufgestellt. Es wurde höchstwahrscheinlich in einer steyrer Waffenschmiede hergestellt, wechselte irgendwann einmal in türkischen Besitz über und wurde schließlich wieder zurück erbeutet. Es wiegt über acht Tonnen und konnte 700 Kilogramm schwere Steine verschießen. Seine Bauart ist derjenigen des Steinmörser von Hollabrunn sehr ähnlich, sie ist allerdings etwas aufwendiger. Wir äußerten die Vermutung, dass beide Waffen aus der gleichen Schmiede stammen könnten. Lange rätselten wir, wie so eine schweres, sperriges Ding unter Gefechtsbedingungen transportiert werden kann, musste es doch nahe genug an des Feind herangeschafft werden. Wie gefährlich

musste das Laden gewesen sein, denn dazu war es notwendig, sich vor das Geschütz zu begeben, also feindseits zu hantieren.

Danach besichtigten wir die schweren Bronzekanonen, die während des Dreißigjährigen Kriegs, in den Schlesischen Kriegen, im Siebenjährigen Krieg, im Zuge von Schlachten in Oberitalien usw. usw. im Einsatz waren. Jede Kanone stellt ein Unikat dar. Viele sind aufwendig verziert, kunstvolle Halbreiefes stellen mythologische Szenen dar. Die meisten verraten den Büchsenmeister, der sie konstruiert hat, den Ort, wo sie gegossen und gebohrt wurden, sowie das Jahr. Jede Waffe erzählt ihre Geschichte. Bei der einen oder anderen blieb während des letzten Schusses das Geschoß im Lauf stecken. Nicht wenige wurden selber von feindlichen Geschoßen getroffen, manche völlig zerstört. Wie mag es der Bedienungsmannschaft ergangen sein? Verwirrt verlasse ich das Arsenal.

Einige Tage später stehe ich wieder zwischen den Geschützhallen und der große Front des Herresgeschichtlichen Museums. Ich warte auf Prof. Ettmayer und meinen Freund Dr. Helmut Mayer. Um die Zeit zu nützen, nehme ich die vielen vor dem Museum aufgestellten Mörser und Kanonen in Augenschein. Ich stelle fest, dass es sich bei den meisten um Beutestücke italienischer Provinienz handelt. Einige könnten die Napoleonischen Kriege mitgemacht haben: Schöngrabern, Austerlitz, Aspern... In muss an den russischen Artilleriehauptmann Tuschin mit seinem Pfeifchen aus Tolstois Roman „Krieg und Frieden“ denken, wie er sich 1805 in seinem Kopf während des Gefechts von Schöngrabern (Schöngrabern befindet sich nur wenige Kilometer nördlich von Hollabrunn), beinahe taub geworden durch den stundenlangen Geschützdonner, mitten unter seinen zerschossenen Kanonen, zwischen Schwerverletzten und Toten, eine verrückte Welt zusammenreimt und das grauenhafte Geschehen als fröhliches Spiel empfindet. Er hält Pulverdampf für Pfeifenrauch, das bald anschwellende, bald nachlassende Gewehrfeuer für das Atmen eines Unbekannten, todbringende Granaten für kleine Bällchen. „Jetzt kommt gleich so ein kleiner Ball, den müssen wir zurückwerfen“, murmelt er zu dem neben ihm stehenden Feuerwerker, als er einen Granatenabschuß der feindlichen Batterie beobachtet. Eine große eigene Kanone veralteter Gussart nennt er Matwjewna – Mütterchen.

Ich trete ganz nahe an eine der großen Kanonen heran, stelle mich auf meine Zehenspitzen, um in den Zündkanal zu blicken und erkenne, dass das riesige Geschütz erstaunlicherweise feuerbereit wäre. Was müsste man tun, um mit ihm einen Schuss abgeben zu können? Man müsste es bloß laden: Säcke gefüllt mit Schwarzpulver vorne in die Mündung stopfen, dann die Kugel. Zur Zündung könnte man ein passendes glühendes Loteisen in das Zündloch stoßen. Und dann... In diesem Moment - während ich dies eben denke - erschrecke ich durch einen gewaltigen Knall! Die satte Detonation spüre ich bis hinunter ins Zwerchfell. Ich kann nicht begreifen, was vor sich geht. Mehrere Gedanken irrlichtern gleichzeitig durch mein Gehirn. Träume ich? Das ist doch nicht möglich! Sekunden später höre ich ein pfeifendes Geräusch. Die Kanonenkugel? Ich sehe ein Ding direkt auf mich zukommen, aber das ist keine Kugel, das ist ein großer, grün leuchtender Feuerwerkskörper. Er landet nur fünf Meter von mir entfernt. Ich reibe mir die Augen, traue mich aber nicht näher an den noch rauchenden Pyrotechnikartikel heran und versuche zu bestimmen, woher ich beschossen wurde. Dank noch vorhandener Rauchspuren in der Luft gelingt es mir, den Abschussort näherungsweise zu bestimmen, ich kann aber an dieser Stelle nichts Verdächtiges ausmachen. Das einzige, was ich sehen kann, ist, dass eben dort ein Auto vorbeifährt. Wurde der große Feuerwerkskörper aus dem Auto abgefeuert? Verdattert stehe ich zwischen all den Kanonen, während einige davon noch vom grünen Licht des langsam verglimmenden Feuerwerkskörpers beleuchtet werden, einige aber - wie im Gefecht - nur hinter einer Wand aus Rauch zu erahnen sind.

Ich versuche nüchtern zu rekapitulieren, was da eigentlich passiert ist. Wer hat das Geschehen außer mir noch beobachtet? Es sieht danach aus, als wäre ich der einzige. Nein – da war doch eben noch dieser kleine Hund, der jetzt verstört zu seinem weit entfernten Herrchen läuft. Dieser Hund war ebenso wie ich dem surrend verbrennenden Feuerwerkskörper nahe.

Mittlerweile sind etwa dreißig Sekunden seit dem Knall vergangen und nun ist wieder alles so wie zuvor. Absolute Ruhe. Nieselregen. Man könnte an seinem Verstand zu zweifeln beginnen, läge da nicht ein unscheinbarer abgebrannter Rest einer Feuerwerksrakete zwischen den riesigen Brozekanonen.

Was mich erschüttert ist der zeitliche Zusammenfall von Gedanke und Wirklichkeit. *Es gibt sie also doch - die Koinzidenz. Coniunctio est coincidentia.*

Ich torkle hinüber zu den Werkstätten des Arsenal, zum Treffpunkt. Ich begrüße Prof. Ettmayer, Dr. Mayer, die Kollegen vom Bundesheer, Herrn Mag. Ortner. Wir stehen wieder vor der alten Steinbüchse aus Hollabrunn. Ich versuche, die bisher in Erfahrung gebrachten Fakten über sie zu referieren. Aber ich kann mich nicht konzentrieren. Ich stottere. Prof. Ettmayer zieht trotzdem einige Proben. Einige Tage später liegt das Ergebnis vor: Es handelt sich um einen sehr alten Stahl, man kann im Mikroskop eindeutig kleine Schlackenstückchen erkennen. Dies ist typisch für das bis zum 16. Jahrhundert praktizierte Verfahren der Reduktion der Eisenerze in einem Stuckofen. Die Waffe ist tatsächlich an die 600 Jahre alt.

R.W.S

- . -